

(Nachdruck verboten.)

86] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525
Von Robert Schweichel.

Es war noch vor dem Morgenessen. Von den festen Versicherungen des Markgrafen beruhigt, lagen Frau Margarethe und ihre Tochter nach den vielen in Kummer und Thränen durchwachten Nächten in ihrem nach dem Hofe hinausgehenden Schlafgemach noch im Morgenschlummer. Sie vernahmen nicht den dumpfen Trommelschlag, der die Einwohner zu einem neuen blutigen Schauspiel auf den Markt rief. Stephan von Menzingen, Dr. Deutschlin und der blinde Mönch bestiegen nach einander das Schaffot. Geistlichen Zuspruch verschmähten sie. Nur der blinde Mönch ergriff noch das Wort und sprach mit seiner weithinschallenden Stimme, der die Rothenburger so oft auf den Gassen und Plätzen gelauscht hatten: „Brüder, seid getrost, wir sterben für die Freiheit, aber die Freiheit stirbt nicht mit uns!“ Stehend empfing er den Todestreich.

Nach ihnen fielen die Köpfe der vier Bürger und Hans Holmpach's, die vorläufig in den Thurm geschickt worden, sowie die dreier Bauern-Hauptleute, welche den Fußknechten zufällig in die Hände gerathen waren. Sie alle starben, wie die Blutzeugen versicherten, mit der größten Standhaftigkeit. Und weil man eben bei der Hentersarbeit war, so ließ der Rath gleich noch einen Schmied wegen Todtschlags, der Markgraf einen widerpenstigen Lanzknecht und ein Edelmann zwei seiner abtrünnig gewordenen Hinterfassen köpfen. Das Blut floss wie ein rother Bach über den Markt und die abschüssige Schmiedgasse hinab. Auch diese Leichen blieben sämmtlich bis zum Abendgeläute auf dem Marktplatz liegen, worauf sie von dem Todtengräber zu den bereits früher Gerichteten in die Grube auf dem Judentirchhof geworfen wurden.

Als der Markgraf Kasimir von Brandenburg von seinem Spazierritte zurückkehrte, war das blutige Werk gethan. Die Betäubung und den Jammer der Frau von Menzingen und der Jhrigen zu schildern, als sie das Entsetzliche erfuhren, verdmöchte es? Der Markgraf kam allein nach Rothenburg zurück. Die schöne Herodias setzte ihren Ritt im Geleit der Reifigen nach Schloß Dnolzbach fort, um nimmer wiederzukehren. Sie hatte alle Bande zerrissen, die sie an ihre Vaterstadt knüpften. Der Markgraf aber zog noch selbigen Tages mit seinem Kriegsvolke ab, um anderwärts seines Hentersamtes zu walten.

Bereits am Tage nach seinem Einzuge in Rothenburg hatte er je ein Fähnlein Fußvolk und 150 Reiter nach Brettheim und Ohrenbach geschickt, um diese beiden Hauptherde der Revolution zu zerstören. Die Brettheimer stellten sich tapfer zur Wehr und es wurden ihrer viele erschlagen, auch Jörg Mehler fiel — eine traurige Sühne des Kleinmuthes, mit dem sie vor Königshofen sich zerstreut hatten, anstatt in die Schlacht einzugreifen. Das Kriegsvolk zog mit 600 Häuptern Dieh und 30 Wagen voll Beute aus dem in Flammen aufgehenden Dorfe ab.

Ohrenbach war das einzige Dorf des Rothenburger Gebietes, das auf die Aufforderung des Rathes an die Landschaft, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, stumm geblieben war, trotzdem es durch den unseligen nächtlichen Sturm auf den Marienberg und die Schlacht bei Ingolstadt den größten Theil seiner waffenfähigen Männer eingebüßt hatte. Durch Flüchtlinge der Schwarzen Schaar, die sich mit Florian Veyer durchgeschlagen hatten, kam die Kunde von diesen Geschehnissen so wie von dem feurigen Heldentode Simon Neuffer's nach Reichardtstode und Ohrenbach.

Und als ob des Schrecklichen noch nicht genug wäre, erschien an demselben Tage, an dem der Truchsez von Waldburg in Würzburg eingezogen war, die schwarze Hofmännin in Ohrenbach. Es war nach dem Abendgeläute und die Dörfler standen und saßen vor den Häusern wie bei der Linde, als die schwarze Hofmännin daherkam. Ihre Kleider waren zerseht und das graue Haar hing ihr in wirrer Auflösung um das dunkelbraune runzelige Gesicht. Sie war barhäuptig, hatte den Kopf gefenkt und sprach unaufhörlich mit sich selbst, der Neugierigen nicht achtend, die sich ihr auf

der Dorfstraße anschlossen. Vor der Linde blieb sie stehen, hob den Kopf und blickte um sich, als ob sie aus einem Traum erwachte. Der Bann ihrer unheimlich glühenden Augen hielt die Leute stumm. Sie strich sich das greife Haar aus der Stirn, stützte sich schwer auf den weißen Stecken, den sie in der Hand hielt und fragte, indem sie sich nochmals langsam umschaute: „Feiert die Freude der Hauten? Ist das Zauchzen der Fröhlichen aus? Zuheln sollt Ihr und springen; denn die Welt geht unter. Loset, wenn Ihr Ohren habt zu hören! Den Tod sah ich reiten auf einem fahlen Pferde und er trug den Ornat eines Bischofs. Der Bischof von Würzburg war es, und die Hölle folgte ihm nach. Und ihm war Macht gegeben zu tödten — zu tödten mit dem Schwerte, mit dem Hunger und mit reißenden Wölfen. Und ich sah, wie sie tödterten, erbarmungslos, dort, zu Würzburg in des Bischofs Stadt!“ Sich hoch aufreckend und mit gesteigerter Stimme schilderte sie wild phantastisch die Gräuel des Blutgerichts, deren Augenzeugin sie am Morgen in Würzburg gewesen war, so daß den Hören das Blut in den Adern gerann. „Ihr ächzet und stöhnt?“ fuhr sie fort. „Aber also beschaffen ist die Gerechtigkeit Gottes und seine Barmherzigkeit mit uns armen Leuten.“ Sie lachte schrill auf.

„Und wer bist Du?“ fragte der alte Neuffer, der unter der Linde saß, sein Grauen niederdrückend. Die schwarze Hofmännin wandte ihm ihre Augen zu und fragte: „Weißt Du es noch, wer Du bist, alter Mann? Feuer, Thränen und Blut haben meinen Namen ausgelöscht.“

„Aber es ist die schwarze Hofmännin“, rief einer, der bei dem Fähnlein des langen Dienhart gestanden hatte. Da nannte Martin Neuffer ihr seinen Namen und lud sie ein, auf seinem Gehöft zu übernachten. Der Name machte sie aufmerksam, wahrscheinlich war es die Erinnerung an Simon gewesen, die sie unbewußt nach Ohrenbach geführt hatte. Sie sah ihn nachdenkend eine Weile an, schüttelte dann aber den Kopf und seufzte: „Ich kann halt gar nig mehr behalten.“

„Was thu's?“ ermunthigte der Alte sie. „Komm jetzt schon mit. Ich hab' Dich allbereits gekannt, wie Du noch jung warst, zu Niklashausen, und auch den Hans Böhme und Deinen Enkel.“

Da schrie sie auf: „Verbrannt, gemordet, und der Bischof lebt!“

Der alte Neuffer faßte ihre Hand und wollte sie mit sich ziehen. „Du mußt etwas essen und schlafen“, sagte er mitleidig. Sie aber riß sich los und rief: „Der kann schlafen bei dem Jammergeschrei des zertretenen Volks? Es läßt mich nit ruhen. Ich höre es immer, es erfüllt die Welt. Horch! Horch! Der jüngste Tag bricht an. Ich muß Gericht halten. Wehe! Wehe! Wehe!“ Mit großen Schritten enteilte sie in die sinkende Nacht.

Die Täuschung ihrer felsenfesten Ueberzeugung, dort, wo Hans Böhme einst verbrannt worden, hatte sie irrsinnig gemacht. Noch länger als ein Jahr sah man die Unglückliche im Lande umschweifen, dann war sie verschollen. —

Als der alte Neuffer zu Hause von ihr erzählte, bemerkte seine Schwiegertochter, sie wundere sich, daß sie nicht auch den Verstand verloren habe. Sie vermochte sich über den Tod Simon's nicht zu fassen und wies jeden Trost ab. Der Vater und Käthe hätten leicht ihr zusprechen, grämelte sie; denn deren Verluste mögen den ihrigen nicht auf. Sie hätte nicht nur den Mann, sondern auch den Vater ihrer Kinder verloren. Was nun aus diesen und ihr werden sollte? Sie hätte es ja von Anfang an gesagt, daß der Aufstand schlecht ausgehen würde, der Bauer sich aber nicht bedeuten lassen. Bei ihrem Gange, das Schwere sich noch schwerer zu machen, wühlte ihr Schmerz sich in eine an Feindseligkeit grenzende Bitterkeit gegen den Verstorbenen ein, daß er solches über sie und die Kinder gebracht hatte. Ihre Thätigkeit erlahmte darunter, so daß Käthe zu der äußeren Wirthschaft auch die Sorge für die innere so gut wie ganz übernehmen mußte. Warum sollte sie noch schaffen, sie mußten ja doch alle zu grunde gehen, jammerte Ursel. Der alte Neuffer trug den Verlust des Sohnes ohne zu klagen, aber er verfiel sichtlich und sein stilles Leid schnitt Käthe am wehesten ins Herz. Dazu lag oben auf der Kammer noch einer, der zwar ihres Trostes nicht bedurfte, denn er lag

im Wundstieber, um so mehr aber ihrer Wartung und Pflege. Das war ihr Vetter Kaspar Etchlich.

Von Blut und Staub bedeckt, fiebernd, schwankend, so war er plötzlich auf dem Gehöft erschienen, hatte den Namen Käthe's gefallt und war ihr ohnmächtig vor die Füße gefallen. Glücklicherweise verstand sich der Dorfschmied Wieland etwas auf Wunden. Käthe ließ ihn rufen, sobald Kaspar zu Bett gebracht war. Eine leichte Hand hatte er nicht und der Schmerz rief den Kranken auf einige Minuten in das Bewußtsein zurück, während er die Wunde untersuchte. Es war eine bedenklich ausschauende Kopfwunde, über der das von Blut und Staub verfilzte Haar eine starke hartgewordene Decke bildete, die erst erweicht und weggeschnitten werden mußte.

Käthe vergalt ihrem Vetter jetzt reichlich die Pflege, die er einst Hans Lanter hatte angeheißen lassen, und sie war um so sorgfamer, als sie sich bewußt war, daß ihre Liebe zu dem lehteren die Ursache war, aus der Kaspar den Scheergaden mit dem Feldlager vertauscht hatte. Dank ihrer Pflege besserte sich der Zustand Kaspar's allmählig. Es dauerte aber noch lange, bevor er ihr sein Geschick seit dem mörderischen Kampfe bei Ingolstadt erzählen konnte. Er war trotz des Hiebes über den Kopf, den er bei dem erfolgreichen Vorstoß aus dem Gehöft erhalten hatte, mit den anderen noch eine Strecke gelaufen und dann niedergestürzt, mitten in einem blühenden Flachsfelde. Die Fußknechte hatten die Fliehenden nicht verfolgt, die Reissigen hätten sie schwerlich entriemen lassen, denn sie waren wie Vlutthunde auf die Bauern abgerichtet. Die kalte Morgenluft brachte Kaspar zu sich. Vorsichtig aber hob er nur den Kopf ein wenig, um sich zurecht zu finden, und dann troch er auf Händen und Füßen von der Stelle, wo er gelegen hatte, eine gute Strecke seittwärts weg. Denn die Flüchtlinge hatten ihre Spur in dem Flachsfelde nur allzu deutlich hinterlassen. Eine Zeit blieb alles still, nur die Lerchen sangen über dem blühenden Felde. Dann vernahm Kaspar den dumpfen Schritt vieler Marschirenden und das Klirren von Waffen. Das Herz pochte ihm in heftigen Schlägen, aber er regte sich nicht. Das Geräusch zog sich am Rande des Feldes hin und jetzt erhob sich ein wildes Geschrei, Schüsse fielen häufig und häufiger.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Dem Schlafe.

Der Mensch verschläft durchschnittlich den dritten Theil seines Lebens. Diese Thatsache hat bedeutende Geister in gewisser Hinsicht beunruhigt, und Kant war nicht der einzige, welcher meinte, daß man sein Leben durch Verkürzung des Schlafes zu verlängern bestrebt sein müßte. Man könnte aber noch eine andere Art von Unruhe aus derselben Thatsache heraus erleiden. Wenn der Mensch einen so beträchtlichen Theil seines Lebens dem Schlafe widmet und dazu wohl unzweifelhaft durch eine Nöthigung seitens der Natur veranlaßt wird, so muß der Zustand des Schlafes für das Wesen und die Erhaltung des Organismus von außerordentlicher Bedeutung sein. Dem entsprechend sollte man glauben, daß die Wissenschaft, so lange man von einer solchen sprechen kann, sich eifrig damit beschäftigt haben müßte, die Bedingungen des Schlafes zu erforschen und aufzuklären. Dies ist nicht der Fall gewesen, und noch heute ist die Entstehung und das Wesen des Schlafes für uns in beträchtlichem Grade ein Räthsel. Diese Behauptung mag wunderbar klingen, sie ist aber zutreffend, und ihre Berechtigung ist auch erklärlich. Je enger ein natürlicher Vorgang mit der Gehirnthatigkeit des Menschen in Beziehung steht, desto ferner liegt es dem menschlichen Geiste und desto schwieriger ist es für ihn, sie zu untersuchen und zu erkennen. „Distanz giebt Objektivität“, und je geringer der Abstand ist, in dem sich ein Ding von unserem geistigen Auge befindet, desto mehr wird die richtige Erkenntniß desselben durch subjektive Erscheinungen, durch unbewußte Angewohnheiten und durch die Schwierigkeit des „Erkenne Dich selbst“ beeinträchtigt. Andererseits kann man sich der Empfindung nicht verschließen, daß der Schlaf eine ganz vornehmliche Gesundheitspflege beansprucht und daß es von größtem Nutzen wäre, zu wissen, ob bei den verschiedenen Krankheiten eine künstliche Förderung oder Einschränkung des Schlafes heilsam sein würde. Darüber fehlt den Aerzten so lange jedes Urtheil, als nicht die Vorgänge im menschlichen Körper, durch die der Schlaf veranlaßt und unterhalten wird, genauer bekannt sind. Diese Lücke im menschlichen Wissen ist glücklicherweise in den letzten Jahren durch die Aufschwung der exakten physiologischen Forschung merklich verkleinert worden, und wenn heute noch vieles Räthselvolle zu lösen bleibt, so ist doch der Anfang zur Lösung bereits erfolgreich beschritten worden. Es verdient besonderes Interesse, daß unlängst in einem Buche alle wissenschaftlichen Thatsachen und Untersuchungen über die Physiologie, die Pathologie, die Hygiene

und die Psychologie des Schlafes mit großer Sachkenntniß behandelt und in einer für jeden Gebildeten verständlichen Sprache auseinandergesetzt worden sind. Dieses Werk verdanken wir der tüchtigen russischen Forscherin Marie de Manaccine.

Was thut der Mensch, während er schläft? Die Augenlider schließen sich über den Augäpfeln, diese richten sich aufwärts, die vom Willen abhängigen Muskeln erschlaffen, und der ganze Körper, vorzüglich aber das Antlitz nimmt das Aussehen vollständiger Ruhe an. Zu gleicher Zeit wird die Athmung mehr oder weniger verändert; sie wird langsamer und weniger kräftig, so daß der Schlafende oft nur ein Liter Luft einathmet, wenn der Wachende 7 Liter Luft verbraucht. Auch erfolgt die Athmung hauptsächlich statt durch die Gegend des Unterleibs durch die der Brust und der Rippen, die Thätigkeit des Zwerchfells wird geringer, die Zeit der Einathmung gegenüber der der Ausathmung verlängert. Der Schlafende scheidet weniger Kohlenäure aus seinem Körper aus und nimmt dafür mehr Sauerstoff auf. Auch die Herzthätigkeit wird verändert, der Puls schlägt langsamer und schwächer, die innere Körpertemperatur zeigt eine kleine Abnahme. Die Gefäße der Haut erhalten eine Neigung sich auszudehnen. Daher rührt z. B. die oft beobachtete Erscheinung, daß schon etwas vor dem Zubettgehen im Zustande der Müdigkeit gewisse enge Kleidungsstücke, unter anderem der Halskragen, un bequem werden. Der italienische Physiologe Angelino Mosso hat durch genaue Messungen festgestellt, daß in tiefem Schlafe der Umfang z. B. des Unterarmes zunimmt, und daß dieser dünner wurde, wenn man die betreffende Person im Schlafe durch Anrufen, durch ein Glodenzeichen oder ähnliches störte. Die wichtige Thatsache aber, die durch vielfache Beobachtungen bestätigt worden ist, besteht darin, daß das Gehirn während des Schlafes einen Zustand der Blutleere anweist. Derselbe zeigt sich an der blassen Farbe des Gehirns, wie man bei Menschen oder Thieren mit verletztem Schädelbuche oder, um einen gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen, mit einem Loch im Kopf, geradezu wahrgenommen hat. Ferner wird auch der Umfang des Gehirns während des Schlafes geringer und nimmt alsbald wieder zu, wenn eine absichtliche oder unabsichtliche Störung des Schlafes eintritt. Ebenso vermindert sich nachweislich der Blutdruck in den großen Schlagadern des Halses, und die Gefäße des Rückenmarkes finden sich in gewissem Grade zusammengezogen. Die Organe der Haut, besonders die Schweißdrüsen, treten in eine vermehrte Thätigkeit ein, und dies ist der Grund für die allgemein bekante Erscheinung, daß die Luft in unseren Schlafzimmern weit schneller verdirbt und demgemäß eine Erneuerung verlangt, als die Luft unserer übrigen Wohnräume. Jedenfalls strömt das Blut bei Beginn des Schlafes besonders nach der Oberfläche des Körpers hin, während die inneren Organe, nicht nur das Gehirn, sondern auch die Eingeweide verhältnismäßig blutleer sind und daher im Zustande verminderter Thätigkeit sich befinden. Freilich tritt kein vollkommener Stillstand ein, was mit bezug auf die Eingeweide schon die Thatsache beweist, daß die Verdauungsthätigkeit während des Schlafes langsam aber gut fortschreitet. Man kann also im großen und ganzen annehmen, daß alle Organe während des Schlafes mehr oder weniger thätig bleiben. Manen nun aber die Nerven davon nicht eine Ausnahme? Im allgemeinen gewiß, aber doch nicht stets und nicht vollständig, wie wir gleich sehen werden. Was die Veränderungen betrifft, die der Schlaf in der Zusammenziehung des Blutes erzeugt, so weiß man darüber noch besonders wenig, einige Forscher haben behauptet, daß sich die Zahl der rothen Blutkörper vermehre, andere, daß sie im Gegentheil abnehme.

Die Untersuchung über den Zustand des Nervensystems während des Schlafes ist nun besonders schwierig. Um eine Vorstellung davon zu gewinnen, muß man sich zunächst daran erinnern, daß Menschen wie Thiere gewisse Vorbereitungen zum Schlafe treffen, die auf einen Schutz der Nerven vor Reizen von außen her abzielen. Einmal suchen sie einen ruhigen Platz aus, der fern von Geräusch, von hellem Licht und überhaupt von allen Eindrücken liegt, welche die Sinnesnerven erregen würden, zweitens schließt man zu besonderem Schutze der Augenerven die Augenlider, und drittens nimmt man eine bequeme Lage ein, die die Nothwendigkeit von Bewegungen und irgend welchen Muskelanstrengungen vermeidet. Diese Vorsichtsmaßregeln lassen schon darauf schließen, daß die Nerven und die Sinnesorgane auch während des Schlafes fähig bleiben, auf äußere Eindrücke hin in Thätigkeit zu treten. Ein besonderer Beweis dafür ist noch dadurch erbracht, daß man den sogenannten „Knieschlag“ auch bei Schlafenden beobachten kann; derselbe besteht in einer durch die Nerventhätigkeit veranlaßten Bewegung des ganzen Unterschenkels, wenn man einen leichten Schlag gegen die Bänder der Kniegelenke führt. Die Behauptung von manchen Gelehrten, daß der Schlaf jede willkürliche Bewegung aufhebt, ist sicher irrig. Wenn man einem Schlafenden ein Tuch über das Gesicht deckt, das ihn etwas am Atmen hindert, so wird er dasselbe fortnehmen, ohne darüber aufzuwachen. Manche Personen stehen zu einer Verriichtung aus dem Bette auf und legen sich wieder nieder, völlig im Schlafe. Gewisse Vögel, die die Gewohnheit haben, auf einem Beine zu schlafen, führen mit den Muskeln desselben während des Schlafes gewisse Bewegungen aus, in Folge derer sie sich langsam um sich selbst im Kreise drehen. Soldaten schlafen gelegentlich zur Nachtzeit oder nach besonderer Anstrengung auf dem Rücken des Pferdes oder selbst im Marschiren ein, während doch

die Muskeln dauernd in Thätigkeit bleiben. In Indien hat man häufig die eingeborenen Diener schlafen sehen, während sie mit dem Fuße oder der Hand die großen Fächerwedel, die Pantak, in Bewegung erhielten. Das Sprechen im Schlafe ist ganz außerordentlich verbreitet. Drei amerikanische Gelehrte untersuchten einmal 200 Studenten beiderlei Geschlechts auf diese Fähigkeit hin und stellten fest, daß von den Männern 41 und von den Frauen 37 pCt. während des Schlafes sprachen und zum theil sogar auf Fragen zu antworten vermochten. Aus all diesen ganz bestimmten Thatsachen geht hervor, daß nicht nur die Nerven der Augen, des Geruches, des Gehörs und des Geschmacks, sondern auch die Nervenzentren während des Schlafes eine gewisse Thätigkeit beibehalten. Auch die Träume, in denen nicht selten Empfindungen von Geruch, Geschmack u. s. w. eine Rolle spielen, beweisen das. Sollten nun nicht aber wenigstens gewisse Theile des Gehirns während des Schlafes vollständig in Unthätigkeit versetzt werden? Man hat gemeint, daß dies mit der Fähigkeit des Willens und der Aufmerksamkeit der Fall sei, und doch kann auch dies nicht der Fall sein. Viele Menschen vermögen aus dem Schlafe genau um eine bestimmte Zeit aufzuwachen, behalten also eine gewisse Aufmerksamkeit auf den Verlauf der Zeit während des Schlafes bei. Es ist sogar nachgewiesen worden, daß mehr als die Hälfte der Menschen von geistig normaler Durchbildung diese Fähigkeit besitzt, Frauen scheinbar etwas seltener als Männer. Ziehen wir aus den bisher zusammengestellten Wahrnehmungen, die man bezüglich des Menschen und seiner einzelnen körperlichen und geistigen Bestandtheile bisher gemacht hat, das Facit, so kommen wir zu der Annahme, daß vielleicht keiner der wesentlichen Theile des Organismus während des Schlafes vollständig zur Ruhe kommt. Wir haben gesehen, daß man bereits ziemlich zahlreiche Untersuchungen über den Zustand des schlafenden Menschen angestellt und manches daraus gelernt hat, damit ist aber das Räthsel des Schlafes, die Frage: wie entsteht der Schlaf? noch in keiner Weise gelöst. Au Versuchen hat es aber auch nach dieser Richtung hin nicht gefehlt, von denen manche merkwürdig genug aussehauen.

Ein Physiologe wollte, daß die Schilddrüse das eigentliche „Schlaforgan“ wäre; nach der Vergrößerung zu schließen, die diese Drüse während der Ermüdung erleidet, eine Blutstauung in derselben sollte die Verbindung des Gehirns mit dem übrigen Körper absperren und dadurch den Schlaf veranlassen. Diese etwas wunderliche Hypothese gilt als durchaus widerlegt. Von anderer Seite wurde der sogenannten Spinnwebhaut, die eine der Umhüllungen des Gehirns bildet, eine ähnliche Rolle zugeschrieben, zweifellos ebenfalls mit unrecht. Mehr Beachtung dagegen verdient die Theorie, wonach eine Blutleere des Gehirns die Ursache des Schlafes wäre. Da dieselbe, wie bereits erwähnt, nachweislich beim Eintritt und während des Schlafes vorhanden ist, so ist sie wahrscheinlich auch eine der Ursachen desselben. Man hat diese Annahme auch durch einige Experimente noch wahrscheinlicher gemacht. Wenn man einem Menschen die Halsischlagadern unterbindet oder sie auch nur längere Zeit stark zusammenpreßt, so daß eine künstliche Blutleere im Gehirn entsteht, so tritt eine starke Neigung zum Schlafe ein, man hört ein sanftes Summen in den Ohren, ein leichtes pridelndes Gefühl schiebt über den ganzen Körper, und in wenig Sekunden tritt völlige Bewußtlosigkeit und Gefühlllosigkeit ein, die so lange andauert, als der Druck auf die Adern ausgeübt wird. Aus diesen Erscheinungen mag sich auch die mehrfach gemachte Angabe erklären, daß das Erhängen, in den ersten Augenblicken wenigstens, gar kein unangenehmes Gefühl verschafft. Das wir den Kopf höher zu betten pflegen als den übrigen Körper, geschieht nur in instinktiver Anerkennung der Nothwendigkeit, das Gehirn vom Blutandrang zu entlasten, wenn wir schlafen wollen. Denselben Zweck verfolgen auch und erfüllen kalte und heiße Bäder. Sehr interessant sind auch die Theorien, wonach der Schlaf durch chemische Veränderungen entstehen soll. Das Gehirn verbraucht besonders viel Sauerstoff, und nach der Ansicht einzelner entsteht der Schlaf durch einen Mangel an diesem Gase im Gehirn und durch die Nothwendigkeit, dasselbe wieder neu aufzuspeichern. Der deutsche Physiologe Preyer sah die Ursache des Schlafes in der Anhäufung von gewissen chemischen Verbindungen im Blute durch die Ermüdung, die dem Gehirn besonders viel Sauerstoff entziehen und dadurch den Schlaf veranlassen. Professor Errera in Brüssel hielt den Schlaf gar für eine Folge einer eigentlichen Vergiftung, indem sich gewisse giftige Verbindungen durch die beständige Thätigkeit des Organismus in den Geweben anhäufen sollten, die der Schlaf zu beseitigen hätte. Nach Mûlardt bestehen die Nervenzellen aus kleinen amöbenähnlichen Körpern, die spinnenartig nach allen Seiten Ausläufer aussenden, so lange sie in voller Thätigkeit sind, während des Schlafes wären diese Ausläufer zurückgezogen, insolge dessen entstände eine Aufhebung der Verbindung zwischen den Nervenzellen und dadurch die Aufhebung des Bewußtseins, wie sie im Schlafe gefunden wird. In all' diesen Thatsachen, deren Zahl noch gar nicht erschöpft ist, ist jedenfalls eine Hauptursache des Schlafes übersehen, nämlich die Ermüdung der Aufmerksamkeit. In einer langweiligen Umgebung, bei monotonen Geräuschen werden wir schläfrig, wir thun noch etwas anderes: wir gähnen. Das Gähnen ist eine Folge der Ermüdung der Aufmerksamkeit, indem man durch die Bewegungen des Mundes und das gleichzeitige Strecken der Glieder sich unwillkürlich gegen die Ermüdung zu wehren sucht. Die Erschlaffung der Aufmerksamkeit ist ohne Zweifel die Hauptursache des Schlafes, und man kann den Schlaf als „die

Ruhezeit des Bewußtseins“ auffassen. Daher zeigen auch die niederen Thiere, denen wir kein Bewußtsein nach Art desjenigen der höheren Thiere zusprechen, auch keinen eigentlichen Schlaf; aus demselben Grunde schlafen Thiere, die des Gehirns beraubt sind, niemals. Je schwächer beim Menschen das Bewußtsein entwickelt ist, desto leichter wird es ermüdet und desto mehr schläft er, daher das starke Schlafbedürfniß der Kinder und der unfähigsten Menschen. Ist mit dieser Erklärung des Schlafes auch nicht alles gesagt, das Räthsel weitaus nicht gelöst, so gewinnt man doch wenigstens eine Vorstellung von der Ursache des Schlafes. — Dr. E. T.

Kleines Feuilleton.

d. Die Geduldigen. Es war ein heller Herbsttag. Die Sonne durchleuchtete die grünen und angebräunten Blattmassen der Bäume zu beiden Seiten des Weges, der sich über den steinigen Boden aufwärts wand. Ich hatte Halt gemacht an einer Stelle, wo mehrere Bäume vom Sturm umgebrochen waren. Unten lagen die Felder und Häuser von einem dünnen Nebel überhaucht.

Nicht der leiseste Schall kam von den Felsriffen am Fuße des Berges herauf. Die Baumwipfel standen so still, wie wenn sie aus dem Stein des Berges gemeißelt wären. In diese Ruhe tönten seltsame, zärtliche Worte: „Komm, mein Liebchen, komm! . . . So ist's schön . . . Komm, Du sollst auch eine neue, bunte Decke bekommen . . . und Zucker . . . o, soviel Zucker! . . . Nun, komm, komm' Liebchen!“

Dazwischen hörte ich regelmäßiges Gestampfe. Aber nirgends war etwas zu sehen. Die Worte schienen manchmal unter mir, manchmal über mir gesprochen zu werden. Ein andermal klangen sie, wie wenn sie aus dem Felsen neben mir kämen. Vor allen Seiten tönten sie: „Komm, mein Liebchen! . . . Du sollst auch eine neue Decke bekommen . . . und Zucker! . . . Komm, mein Liebchen! . . .“

Als ich oben, vor dem Hause des Waldhüters auf der Wank saß, wohl schon eine halbe Stunde, kam plötzlich aus dem Weg heraus ein Mann mit einem beladenen Pferde. Das Thier war alt, seine Glieder waren geschwollen und der Rücken eingekunten. Der Mann lachte, als er bei mir vorbeikam, nachdem er sein Pferd in den Stall gebracht hatte: „Solche Kreatur ist doch geduldig! Schon seit zwölf Jahren muß es mir meinen Bedarf heraufschleppen. Manchmal will es nicht mehr, aber wenn ich ihm dann Zucker verspreche und eine neue, bunte Decke, klettert es weiter. Dabei hat es bis jetzt kaum den Zucker gesehen! Aber es glaubt immer wieder an ihn! . . . Ach ja, es ist schön, wenn man so einen Lastträger hat. . .“

Ich sah auf die Niederung hinab. Die Sonne hatte den dünnen Nebel weggebrannt. Nun konnte ich deutlich die Knechte sehen, die das Feld umflügeln. Drüben zogen sich die Furchen so gleichmäßig über die Ackerstreifen, als wäre ein Riesentamm über die weiche Erde gezogen worden. In den Steinbrüchen, auf den Holzplätzen der Schneidemöhlen am Fusse und auf den Zährthöfen krabbelten die Menschen durcheinander. Drüben aber, auf der Chaussee, an dem blinkenden Schloß, fuhr eine Equipage. Und es ging wie ein Leuchten über die Erde.

„Solche Kreatur ist doch geduldig! . . . Es ist schön, wenn man so einen Lastträger hat!“ —

— Ein Zwiegespräch. Alfred Capus bringt im „Figaro“ folgende Straßenszene: Zwei Herren gehen über die Boulevards, lebhaft mit einander konversierend. Plötzlich bleiben sie stehen. Die Konversation ist in einen erregten Wortwechsel angeartet, und einer der beiden Bürger, Mr. A., apostrophirt seinen Gegner mit den Worten: Sie sind einfach ein Narr, das haben Ihre letzten Worte bewiesen. — Mr. B.: Und Sie, Sie sind ein gewissenloser Mensch, ein Schuft! — Mr. A.: Seelenverläufer! — Mr. B.: Verräther! — Mr. A.: Schmutzige Kanaille! — Mr. B.: Spion! — Mr. A.: Sie sind ein ganz gewöhnlicher Lump! — Mr. B.: Und Sie ein ehloses Individuum! — Mr. A.: Sie Polizeispitzel! — Mr. B.: Feigling! — Mr. A.: Mörder! — Mr. B.: Spitzbube! — Mr. A.: Dieb! — Mr. B. (nach einer neuen Insulte suchend): Sie . . . Sie . . . (er findet keine.) — Mr. A.: Sie schmutziges . . . Sie . . . (er findet gleichfalls keine passende Ergänzung). — Mr. B.: Schmutzig? Ich? Mein Herr, Sie sind sehr unhöflich! (Er trodnet sich die Stirne, von welcher der Schweiß in hellen Tropfen perlt.) — Mr. A. (mit stark geröthetem Gesicht und nach Athem ringend): Ich bin gerade so höflich wie Sie! — Mr. B. (der etwas ruhiger geworden): Ich muß gestehen . . . — Mr. A. (nachdem sie wortlos einige Schritte weitergegangen): Nun? — Mr. B.: Sehen Sie, in jüngster Zeit passiert mir das so häufig. So wie ich mit jemandem zusammentreffe, der nicht meiner Meinung ist und mir widerspricht, versteht mich das in helle Wuth . . . — Mr. A.: Das ist genau so wie bei mir! hm . . . ich habe eine Idee. Wie wär's, wenn wir einfach das Resultat der Reviſion abwarten würden? Da muß es sich ja zeigen, wer von uns beiden recht und wer unrecht hat. — Mr. B.: Das ist ein prächtiger Einfall. Und man braucht sich dabei nicht zu echauffiren. — Mr. A.: Und zu beleidigen. — Mr. B.: Zumal einem ja auch die nöthigen Worte fehlen. — Mr. A.: In der That; man muß sich rein wiederholen. — Mr. B.: Wirklich lächerlich! (Nach einer Pause): Wo gedenken

Sie zu frühstücken? — Mr. A.: Ich habe keine Abnung... ich bin noch allein in Paris... — Mr. B.: Wie wär's, wenn wir zusammen frühstücken? — Mr. A.: Mit Vergnügen! (Lachend): Ich habe es natürlich nicht notwendig, Ihnen zu betheuern, daß es in meiner Absicht gelegen war, Sie zu beleidigen. — Mr. B.: Ich bitte Sie, die gleiche Versicherung von mir entgegenzunehmen! (Sie gehen Arm in Arm ins nächste Restaurant.) —

—1. Unter den theuersten Büchern, die im englischen Buchhandel in den Jahren 1790 bis 1898 verkauft wurden, sind, wie aus der in einer englischen Wochenschrift veröffentlichten Liste hervorgeht, einige, die ganz erstaunliche Preise erzielten. Interessant ist dabei auch die Steigerung der Preise im Laufe des Jahrhunderts. So brachte eine Gutenberg-Bibel im Jahre 1824 3980, 1847 bereits 10 000, 1873 53 800 und 1882 sogar 78 000 M. Neben dieser erzielte ein Plasterium von 1459 (zweite Ausgabe von Just und Schöffler) im Jahre 1882 einen außerordentlichen Preis: 99 000 M. Sehr oft trifft man in der Liste auch die ersten Folio-Ausgaben von Shakespeare's Werken. Der höchste Preis ist hier (1878) für die erste Ausgabe mit 9600 M. gezahlt worden. Die Originalausgaben einzelner Dramen blieben nicht weit dahinter zurück. Im Jahre 1862 brachte eine Ausgabe Richard's III. 7050, der „Luftigen Weiber von Windsor“ 6920 M. —

Völkerverkunde.

— Ein sonderbares rumänisches Liebesorakel besteht in dem Baden der „neun Kuchen“. Professor Kaindl schreibt darüber in der „Frankf. Ztg.“: Durch dieses Orakel will das Mädchen erfahren, welcher Jüngling um seine Hand anhalten wird. Dies geschieht auf folgende Weise: das Mädchen muß den ganzen Tag vor dem Andreasfeste fasten. Hierauf bäckt es am Vorabend des Festes die neun Kuchen, die auf folgende Weise zubereitet werden: Der Teig muß aus einem Theil Mehl und zwei Theilen Salz bestehen. Das Wasser muß das Mädchen dreimal im Munde von dem Brunnen bringen. Wenn dies geschehen ist, so knetet das Mädchen den Teig und vertheilt ihn auf neun Kuchen. Um sie zu baden, muß es vier Feuer über Kreuz machen, so also, daß sie ein Kreuzzeichen bilden; zwischen ihnen, also im Mittelpunkte des Kreuzes, werden die Kuchen gebaden. Sind sie gar, so werden sie tüchtig mit Schmalz eingefettet. Nun denkt das Mädchen an neun Jünglinge, von denen sie einen als ihren Bräutigam wünschen würde. Jeden Jüngling bezeichnet sie durch einen der Kuchen, indem sie diese in eine Reihe legt, und zwar in einer Stube, in der sich sonst niemand befindet. Wenn alles fertig ist, genießt das Mädchen endlich ihr Abendmahl. Hierauf bringt es in das Zimmer einen großen Kater, der den ganzen Tag noch nichts gefressen hat, und läßt ihn zwischen die Kuchen. Da der Kater sehr hungrig ist, so ergreift er sofort einen der Kuchen und läuft davon. Nun springt das Mädchen rasch zu den Kuchen und untersucht, welchen Jüngling der vom Kater fortgeschleppte Kuchen vorstellt; dieser wird ihr zukünftiger Bräutigam sein. —

Aus dem Thierleben.

— Ein interessantes Schauspiel gewährt seit einiger Zeit allabendlich die Gegend des Schilfteiches bei Frankenberg. In der fünften Stunde kommen von allen Seiten, oft aus weiter Ferne, größere Schwärme Staare herbeigeflogen, die sich zunächst in den Nestern und Zweigen einer unweit des Teiches befindlichen Baumgruppe niederlassen. Fast ununterbrochen fliegen neue Scharen der gleichen Vogelart zu und es erhebt sich unter der nach vielen Tausenden zählenden befiederten Versammlung eine so lebhaft und allseitige Unterhaltung, daß das Schwirren und Lärmen weithin hörbar ist. Wenn der Zug neuer Staare stockt, erhebt sich von Zeit zu Zeit ein Theil der früher gekommenen Vögel und umkreist bald in weiteren, bald in engeren Bogen den bisherigen Ruheplatz, anscheinend, um neue Scharen heranzuziehen und ihnen den Versammlungsort anzuzeigen. Erschreckt aber irgend ein verdächtiges Geräusch die Vogelversammlung, so schwirrt dieselbe auf einmal auseinander, und es scheint, als entrolle sich vor dem Zuschauer von der Baumgruppe aus ein ungeheurer schwarzer Schleier nach beiden Seiten und zu enormer Höhe hinauf. Aber schon nach kurzer Zeit nehmen die Vögel ihre alten Plätze wieder ein. Wenn der Abend weiter herangebrochen ist, und neue Zugvögel nicht mehr zu erwarten sind, erhebt sich unter gewaltigem Gebrause die ganze riesige Vogelschar und eilt dem Schilfteiche zu, um in dessen Schilf Nachtquartier zu halten. Mit dem frühen Morgen eilen dann die Staare wieder nach allen Richtungen auseinander. Erwähnenswerth ist noch, daß die Staare je nach dem zeitiger erfolgenden Untergang der Sonne auch von Tag zu Tag früher dem Orte ihrer „Volksversammlungen“ zustiegen. —

Meteorologisches.

— Zu Witterungsbeobachtungen in höheren Luftschichten werden seit einigen Jahren auf dem Blue Hill Observatory in Amerika mit gutem Erfolge Drachen verwendet, die mit selbstschreibenden Meßeinrichtungen versehen sind, und dadurch eine größere Tragfähigkeit erhalten, daß an das Hauptseil in passenden Abständen die Schnüre kleinerer Drachen geknüpft werden. Am 26. August haben die Herren Clayton und Ferguson wieder ein solches „Drachen-Tandem“ aufsteigen lassen, das mit der Spitze die

Höhe von 12 124 Fuß = 3695 Meter über dem Meeresspiegel erreichte. Der Drachen an der Spitze hatte eine Fläche von 6 1/2 Geviertmetern, die anderen Drachen waren zusammen 14 Quadratmeter groß. Alle waren mit selbstregelnden elastischen Zügeln versehen, durch die verhindert werden sollte, daß die Drachen einen gefährlichen Zug ausübten. Fünf englische Meilen Seil, im Gewicht von 75 Pfund, wurden abgelassen, während das Gewicht der Drachen sammt den Instrumenten und den Nebenseilen 37 Pfund betrug, so daß im ganzen 112 Pfund in die Höhe gehoben wurden. Der von Herrn Ferguson hergestellte Meteorograph bestand aus Aluminium, wog nur 3 Pfund und verzeichnete Temperatur, Luftdruck, Feuchtigkeit und Windgeschwindigkeit. Der Aufstieg begann um 11 Uhr vormittags, der höchste Punkt wurde 4 1/4 Uhr nachmittags erreicht. Die Drachen kamen in einer Höhe von etwa einer englischen Meile über der Erdoberfläche durch Wolken; oberhalb der Wolken war die Luft sehr trocken. Auf dem höchsten Punkt betrug die Temperatur 3 1/3 Grad Celsius, während am Boden das Thermometer 24 Grad Celsius zeigte. —

Technisches.

ie. Die japanischen Pagoden als Riesenpendel. In Japan ist bekanntlich kein Haus und kein Mensch vor der Verletzung durch Erdbeben sicher, und in kurzen Zwischenräumen folgen solche Katastrophen einander, zuweilen eine gewaltige Zerstörung hinterlassend. Es würde überhaupt keine alten Gebäude in Japan geben, wenn nicht die Baumeister wenigstens bei Errichtung der Pagoden auf ein eigenartiges Mittel verfallen wären, sie vor dem Einsturz durch Erdbebenstöße zu schützen. Da viele der japanischen Pagoden 700 bis 800 Jahre alt sind und noch heute so fest stehen, als wären sie eben erst errichtet, so müssen die Bewohner des Landes schon sehr frühzeitig die Nothwendigkeit empfunden haben, ihre Tempel gegen solche Naturereignisse zu sichern. Das Mittel ist ebenso einfach wie genial. Eine japanische Pagode besteht eigentlich aus einem Gerüst von schweren Balken, das sich auf einer großen Grundfläche erhebt und schon an sich eine bedeutende Festigkeit bietet. Nun ist aber noch innerhalb des Gerüsts an dem höchsten Punkte desselben ein langer, schwerer Balken von 2 Fuß und mehr Dicke aufgehängt. An dem freihängenden Ende ist dieser schwebende Balken nach allen vier Seiten mit vier schweren Balken verriegelt, und wenn die Pagode sehr hoch ist, so werden unten noch mehr solche Querbalken angebracht. Das Ganze bildet ein riesiges Pendel, das bis 6 Zoll über den Boden reicht. Wenn ein Erdbebenstoß die Pagode erschütterte, so schwingt das Pendel hin und her, dem Stoße folgend, und hält den Schwerpunkt immer in der Grundfläche des Gebäudes. Infolge dessen wird das Gleichgewicht des Baues niemals gestört, und nur durch diese Einrichtung ist es erklärlich, daß die alten Pagoden überhaupt noch heute stehen. —

Humoristisches.

— Der Vater. Bäuerin: „Vater, geh' b'fimm Di, ob Dir gor nix mehr e'fällt, daß da Baua net stücht.“
Vater (nach längerem Bestimmen): „Ja mei, Bäuerin, g'schröpt hab' i'n scho', Ader lassen hab' i'n aa scho', aber an Zahri luntt ma eahn no' zia'n.“

— Ein Schwärmer. „Du süßes, prächtiges Geschöpf, wie ich Dich liebe, wie ich Dich achte! Miez! — wenn Du jetzt noch Geld hättest, — wahrhaftig, ich könnte Dich heirathen!“

— Comment. Girgl (zu einigen des Beges kommenden Studenten): „Dumme Jungens!“

Studenten: „Aber, was erlauben Sie sich; was fällt Ihnen eigentlich ein?“

Girgl: „Gelt, i woaz, was sich g'hört! — Nassa (Rausen) möcht i!“

(„Simplie.“)

Vermischtes vom Tage.

— Die Masernkrankheit hat in Gr. Bartenberg (Schlesien) einen solchen Umfang angenommen, daß sämtliche Klassen der Schulen geschlossen werden mußten. —

— In Barmen wurden am Montag ein Tagelöhner mit Frau und Kindern vergiftet aufgefunden. Alle hatten Leuchtgas eingeathmet. Die Frau und zwei Kinder sind todt, der Mann und die übrigen vier Kinder wurden bewußlos nach dem Krankenhaus gebracht. —

— Gegen hundertfünfzig Personen sind in Sanbersleben an der Trichinosis erkrankt. —

— Bei Oberursel zündeten Kinder auf dem Felde Kartoffelkraut an; ein kleines Mädchen kam den Flammen zu nahe, die Kleider fingen Feuer, und das Kind verbrannte. —

— In Foca (Bosnien) ist vor einigen Tagen ein Kaufmann im Alter von 117 Jahren gestorben. —

ce. In Eupatoria haben die Welen mehrere Leichname ans Ufer gespült, die Zeichen von gewaltigem Tod an sich tragen. Die Ermordeten sind, wie festgestellt wurde, Matrosen der russischen Handelsflotte. —

— Die reichen Londoner Weiber lassen jetzt ihren Lieblingshunden ihr Wappen oder ihren Namenszug aufstättowiren. —